

Wer keinen Frühling hat.

Wer keinen Frühling hat, Dem blüht er nicht!

Wer schweigt, Dem tönt kein Echo hier hier auf Erden!

Weß Herz nicht dichtet, der faßt kein Gedicht,

Und wer nicht liebt, Dem wird nicht Liebe werden.

Was ist der Geist, der nie zum Geiste spricht,

Der selbstgefällig will in sich verweisen?

Was ein Gemüth, das nie die Kunde bricht?

Was eine Schrift, die nicht und nie zu lesen?

Es findet jeder Geist verwandte Geister!

Kein Herz, das einsam ohne Liebe bricht!

Nur wer sich selbst verlor, ist ein Verwaiseter!

Wer keinen Frühling hat, Dem blüht er nicht!

(Für den „Sonntags-Correspondenten.“)

Aus dem Plauderwinkel eines Technikers.

Rheingold und Meergold.

Das Gold war eines der ersten Metalle, dessen sich aller Vermuthung nach der Mensch bediente, da es gediegen vorkommt und deshalb auf primitivste Weise gewonnen und mit den einfachsten Werkzeugen bearbeitet werden kann. Die Vorarbeit hat die Natur geleistet. Das Gold kommt unter Anderem auch in Felsgängen eingesprenkt vor. Und zwar soll es in eruptiven Processen mit feuerflüssigem Gestein aus dem Erdinnern heraufgehoben oder in Dampforn emporgewallt sein. Im Laufe der Zeit verwittert nun der Stein, Ströme oder Bäche spülen darüber hinweg, zerbröckeln ihn und verschleifen die Bruchstücke zu Geröll und Sand. Goldkörner werden frei und erscheinen, von den Fluthen mitgeführt, im Geschiebe des Bettes, wo sie von den Goldsuchern heraus gewaschen werden. Noch heute bedarf der ärmere Chinese in Californien oder der Zigeuner in Siebenbürgen zum Goldwaschen nicht viel mehr, als eine Schaufel und eine Kufe oder die sogenannte Wiege.

Neben der Kostbarkeit hat der gelbgleisende Schein, der aus Goldgeräthen widerspielt, die Phantasie der Menschen begaubert und ihn in dem Licht der Kronen, Spangen und Schmucksachen eine Allegorie der lachenden Sonne erblicken lassen. Doch konnte der freudig fabulirende Dichtergeist nicht dem pessimistischen Zuge entlagen, der an das Strahlende allzugern die Sorge und das Verderben knüpft. So sehen wir die Sage vom „goldenen Vließ“ und der abenteuerreichen Meerfahrt der Argonauten entstehen, sehen Jason, von der Liebe Medea's unterstügt, das wunderbare Fell erbeuten und schließlich das vereinte Paar die Flucht ergreifen, Thränen und Blut hinter sich in wiederholten Spuren säend mit einem so schrecklich rohen Naturalismus, daß selbst der nervenstumpfe „Fin-du-siecle“-Mensch sich mit Schaudern davon abwendet.

Auch an den Ufern des mächtigen Rheinstroms, um grüne Hügel, üppige Gartengebänge und Burgruinen, dort, wo der Wein im heißen Sommer seine berauscheden Träume kocht, die später das Hirn des Trinters so wunderbar mit Rheingoldabglanz erfüllen, auch da webt eine herrliche Sage von der Reden Streit um Weib und Gold. Man hört Waffentklingen, selbst zarte Frauenhände greifen zum Schwert. Ein Schlag wird in den Strom versenkt.

Hagen ist der Einzige, der weiß, wo der Hort ruht, und der es nicht verrathen will. Kriemhilde, die trostlose und rachsüchtige Wittwe, schlägt ihm eigenhändig das Haupt vom Kumpfe.

Mit ihm ist auch das Geheimniß begraben. Bis heute ist der Nibelungenhort nicht gehoben; aber es herrscht kein Zweifel, daß er vorhanden ist. Kostbare Körner schwemmt der Rhein hervor, die uns davon Kunde geben.

Das ist das Seltene, daß Dichtung und Wahrheit sich so vielfach berühren und aus einander schöpfen, als ob den Menschen mehr Wege zur Wahrheit führten, als der einzig moderne: die exakte Forschung. Zwischen Basel und Bingen liegt viel Gold im Stromgeschiebe, u. zwischen Istein und Mannheim wird jährlich für 30,- bis 40,000 Mark dieses Edelmetalls gewaschen. Diese Erscheinung läßt geheime Lagerstätten vermuthen, Quarzgänge mit Goldgeäder. Leider hat man bis heute die Ursprungsquellen noch nicht entdekt. Vorläufig beschränkt sich der Betrieb der Goldwäschereien auf die Kiesbänke, die sogenannten „Goldgründe“, welche vom Rhein angeschwemmt werden. Die Arbeit ist deshalb keine stetige sondern vielfach vom Wasserstand abhängig. Vohwend wird die Ausbeute erst, wenn sich ein gewisses Quantum Gold im Geschiebe befindet. Dies ist bis zu etwa einem Gramm in einem Kubikmeter Kies der Fall. Dann erreicht der neunstündige Tagesverdienst die Höhe von 9 Mark. Man sieht demnach, daß selbst bei'm Goldschürfen nicht Diejenigen sich am Raschesten bereichern, welche die erste und wichtigste Arbeit thun. Zum Waschen dienen eine Schaufel, insbesondere eingerichteter Tisch und eine langhaarige Wolldecke, in deren Potteln das kostbare Waschgut sich verfängt. Man hat versucht, den ungefähren Goldgehalt des Rheines zu schätzen. Vorsichtiger Weise legte man die ungünstigsten Annahmen zu Grunde, wie z. B. eine goldhaltige Tiefs von nicht über 5 Metern und schloß natürlich ärmere Geschiebe, dessen Behandlung keine lohnenden Erträge geben würde, aus. So fand der französische Geolog Daubre nach seiner Berechnung, daß in der Strecke Istein-Mannheim für etwa 133 Millionen Mark Gold zu finden sei. Solchem schätzehaltigen Kies und Sand gegenüber wäre es nicht zu verwindern gewesen, wenn sich den Rhein entlang das alte sagenhafte Wort des ehemals goldreichen Thüringen verbreitet hätte: man dürfe kein Huhn verkaufen, das im Sande gefcharrt hat, es könnte ein Korn von größerem Werth, als das ganze Huhn, verschluckt haben.

Demnach hätten wir eine moderne Schätzung des Nibelungenhorts! 133 Millionen! Wieviel Das wohl sein mag? In solchen Fällen ist es sehr schwer, einen Maßstab zu finden. Bettler zählen ihren Reichtum nach Groschen und Völker nach Milliarden. Der einfache Dollar = Millionär in Amerika wäre in Deutschland schon ein vierfacher Markmillionär, ein Verhältnis, das nicht nur äußerlich und scheinbar einen Unterschied zeigt, denn thatsächlich geben die Lebensbedingungen und die aus dem Reichtum fließenden gesellschaftlichen Erfolge in beiden Ländern den betreffenden Millionären die plutokratische Werthrelation: eins zu vier. Im Elsaß wiederum ist in bescheidenen bäuerlichen Kreisen der scherzhafte Ausdruck „die Barer Million“ gebräuchlich, weil im Städtchen Bar schon Derjenige für

reich gilt, der über 10,000 Franken, d. i. eine Million Centimes, verfügt.

Hr. Heinecke in Sudermann's „Ehre“ ruft bei der versprochenen Summe von 30,000 Mark fassungslos aus: „bet velle Feld, det jieb't's ja gar nich!“ während Ottomar Haupt, dessen Buch über Währungs-Politik und Münzstatistik die folgenden Zahlen entnommen sind, das begeisterte Wort „ein gigantischer Betrag“ sich erst bei 32 Milliarden Mt. entschlüpfen läßt. Hier spricht nicht mehr der Kleinbürger und Hinterhaus-Bewohner, sondern der Münzstatistiker, der den großen Maßstab des Weltverkehrs an seine Betrachtungen legt. Es konnte für das Jahr 1884 in der That nichts Gigantischeres geben, als diese Summe, denn sie stellt das gesammte umlaufende Geld der civilisirten Völker dar, soweit sich dieses der Schätzung nicht entzieht; ungedecktes Papiergeld mit inbegriffen. Der gesammte Goldvorrath der Welt — und mit diesem allein haben wir uns zu beschäftigen — an Münzen und Barren, wie Letztere in den Kellern der Staats- und Privatbanken zur Deckung der Noten aufbewahrt werden, beläuft sich auf 14 Milliarden.

Dem gegenüber bilden die Millionen des Rheins eine Bagatelle; besonders, wenn die Gewinnung in demselben langsamen Tempo fortfährt, wie bisher. Denn was bedeuten 40,000 Mark bei einer Jahresproduktion der gesammten Erde von 440 Millionen! Davon wandern nur etwa 256 in die Münze; der Rest wird außer alten eingeschmolzenen Goldsachen in der Höhe von ungefähr 46 Millionen für Kunst und Gewerbe in Anspruch genommen. Die Anwendung dieses Edelmetalls ist bekanntlich eine sehr ausgebreitete, von den Letztern des Buchbinders, den Goldsalzen des Photographen, dem schönen Cassius'schen Purpur des Porzellanbrenners bis zu den reichsten Schmucksachen. Nun hat Deutschland, als es im Jahre 1873 zur Goldwährung überging und dazu das hübsche Stümchen von 1500 Millionen in Kronen und Doppelkronen zu prägen beschloß, nicht weniger, als das Sechsfache der Jahresausbeute der gesammten Erde — die Werthe für Kunst und Gewerbe abgerechnet — an sich ziehen müssen. Man kann demnach ermessen, wie schwierig die Goldbeschaffung wird, wenn immer mehr Staaten sich dieses Metall durch Einführung der Goldwährung zum Bedürfniß machen.

Die Goldproduktion nimmt gegenwärtig immer mehr ab; so in Amerika und Australien, während sich Rußland auf behedender, aber stetiger Höhe hält, in Sibirien sogar in den letzten Jahren eine bedeutende Zunahme gezeigt hat. Die Auffindung neuer Lagerstätten, wie z. B. in den Transvaal = Staaten, ist selten und nicht von weittragender Bedeutung, daß sie einen Umschwung der Verhältnisse herbeiführen könnten. Da ist es denn interessant, daß der Metallurg Sonnstadt, ein Schwede von Geburt, ein ungeheures Goldlager entdeckt hat, nämlich den Ozean. Im Meere fand er Gold gelöst. Leider ist das Interesse nur ein akademisches, denn an eine Ausbeutung ist nicht zu denken. Es soll sich 1 Gramm Gold in 20,000 Liter Wasser befinden; und da Dies einen Werth von etwa 2½ Mark darstellt, so würde sich nur sehr schwer eine Prozedur finden lassen, das Metall preiswürdig auszufällen. Das vermochte vielleicht die Natur zu bewerkstelligen, denn wenn der Geolog Prof. Logan Lohley,

der sich sofort dieser Thatsache bemächtigt hat, um eine Hypothese daraus zu schmieden, richtig rath, dann sind die Goldgänge der Gebirge nicht durch vulkanisches Gestein aus dem Innern der Erde empor gebracht, sondern das Meer ist ihre Geburtsstätte. Die Fluthen spülten in gluthheiße Felspalten hinein oder in das noch kochende und wallende Gestein; und indem sie dampfend und zischend aufstiegen, ließen sie die löslichen Elemente zurück, die sich mit den anderen Stoffen mischten und verbanden, inbeß zu gleicher Zeit das Gold ausgefällt wurde und jene gebiegenen Stücke und Blättchen bildete, die wir heute vorfinden.

Defreich, das gegenwärtig sich mit den Sorgen um den Ankauf der nöthigen Goldbarren trägt, besitzt somit an der stolzen Adria ein Goldbassin, hinreichend, allen Nationen den Uebergang zur Goldwährung zu ermöglichen. Es ist aber ein Tantalus-Reichtum: Fülle vor den Augen, ohne zugreifen zu können. Es ist die bare Thatsache, die uns mit einem rein idealen Vergnügen spöttisch abspeist. Außer dem Geologen mag es höchstens noch den Poeten mit Befriedigung erfüllen, wenn er denken muß, daß hinter diesen goldschimmernden Wogen, die weitausfranschend von den Ufern zum Horizont hinspielen, sich wirkliches, echtes münzfähiges Gold birgt, daß der Sonnenglanz des Himmels hier unten ein verwandt Edles beglückt. Auch dem Alchemisten vergangener Jahrhunderte hätt' es eingeleuchtet, daß Salzsäure und Gold zusammengehören, da Letzteres, wenn geschmolzen, in seinem gluthflüssigen Zustande mit einer grünen Farbe leuchtet.

So führt uns die Wirklichkeit, die unzulängliche, wieder in das Gebiet der Dichtung zurück, von der wir ausgegangen waren. Wir sehen die Phantasie des Menschen sich unwillkürlich regen, wo das nackte Wissen versagt, und finden auf die Thatsachen des Goldvorkommens im Rhein und im Meerwasser dort die Nibelungenfage, hier die Lohley'sche Hypothese von dem Goldablagungsprozess gepropft.

Nur einen Unterschied wollen wir noch zwischen Sage und Wirklichkeit feststellen. Die Sage knüpft an den Goldhunger Geschiebe voll Kummer und Verbrechen. Auch das Leben hat uns solche Erscheinungen gezeigt. Als die Goldfelder in Californien entdeckt wurden, zog eine große Schaar wüster Abenteurer aus, das Glück zu erbeuten, und auch ihre Spuren waren oft von Thränen und Elend und manchmal Blut gezeichnet. Aber die Weltgeschichte rechnet nicht mit Individuen, sondern mit Massengeschicken. Die Gerechtigkeit, die sie dem Einzelnen versagt, übt sie gegen das ganze Geschlecht. Und so sehen wir, nachdem die erste Leppigkeit der Goldlager erschöpft war, das Glücksspiel in eine mühsame Arbeit verwandelt, die den Thätigen nach seinem Schweisse lohnte. Californien verödete nicht unter dem Goldsieber, wie einst Spanien an seinen Goldschätzen erschöpft ist, sondern blühte wunderbar auf. Städte wuchsen aus dem Boden, im Westen entstand San Francisco, ein zweites New-York. Das Gold nahm ab, aber es lag hinter sich eine genalthe Kultur. Mit Recht hat Prof. N. Witt in der als vorzüglich bekannten Zeitschrift „Prometheus“ gelegentlich hervorgehoben, daß es dem Amerikaner verhältnißmäßig leicht falle, kühn und unternehmend zu sein; eine noch